

Meine Erfahrungen als Lehrer

Autor(en): **Puorger, B.;**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht des Bündnerischen Lehrervereins**

Band (Jahr): **27 (1909)**

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-146076>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

2. Meine Erfahrungen als Lehrer.

Als ich das Seminar besuchte, galten in Bezug auf den Aufsatz folgende Grundsätze: Der Stoff, worüber die Schüler Aufsätze schreiben, soll ihnen genau bekannt sein. Später im Leben kommt man auch nie in den Fall, über Unbekanntes zu schreiben. Die Aufsätze müssen sorgfältig vorbereitet werden, damit die Schüler nicht zu viele Fehler machen. Nach diesen Grundsätzen richtete sich auch der Aufsatzunterricht in der Musterschule 1884 und 1885. Jeder Aufsatz wurde, wenigstens in den untern Klassen, so einlässlich behandelt und von den Schülern so lange wiederholt, bis mehrere ihn sozusagen wörtlich auswendig konnten. Dann wurde ein Vorbereitungsdictat gegeben, um den Fehlern vorzubeugen. Erst dann schrieben die Schüler zu Hause ihren Aufsatz in das Heft. Diese fielen gewöhnlich nicht so aus, wie man es hätte erwarten können. Aus allem merkte man heraus, dass die Schüler die Aufsätze fast mit Widerwillen schrieben und dass es den meisten so ziemlich gleichgültig war, ob sie gut oder schlecht ausfielen. Das schmerzte die meisten von uns Praktikanten; einige glaubten, der Fehler liege beim Praktikanten selbst, entweder in der ungenügenden Vorbereitung oder in der Unfähigkeit zu lehren; andere suchten ihn im schlechten Material der Schüler; dass am Lehrverfahren etwas auszusetzen wäre, kam keinem einzigen in den Sinn. Jeder war fest überzeugt, dass es das beste auf der Welt sei. Ich tat nachher auch mein möglichstes, um es in meiner Schule anzuwenden.

Die Verhältnisse waren aber stärker als ich. Das erste Jahr hielt ich Schule in Manas, einem Weiler oberhalb Remüs, im Unterengadin. Ich hatte eine Gesamtschule mit acht Jahrgängen und 44 Schülern. Da war guter Rat teuer. In der ersten Zeit wusste ich wirklich nicht, wo ein und wo aus. Von einer Besprechung der Aufsätze, wie wir sie in der Musterschule praktiziert hatten, war keine Rede. Woher die Zeit nehmen? Und gerade in den schriftlichen Arbeiten liegt in einer Gesamtschule der Schwerpunkt des Unterrichtes. Das sah ich bald ein. Ich zog die Klassen zusammen, soviel ich nur konnte; es blieben mir aber immer noch fünf, in den besten Fällen vier. Also konnte ich jeder Klasse ein Fünftel meiner Zeit widmen. Da war ich allemal herzlich froh, wenn es mir gelang, soviel Stoff zu be-

handeln, dass die Schüler Arbeit hatten während der Zeit der stillen Beschäftigung. Das war immer meine grösste Sorge. Nun hatte ich in der Sprache den 3., 4. und 5. Jahrgang zu einer Klasse vereinigt. Das war die zahlreichste Klasse und diejenige, welche mir am meisten zu tun gab. Die Schüler wetteiferten miteinander, wer zuerst mit der schriftlichen Arbeit fertig wäre, und sahen nicht ein, dass sie mich dadurch fast in Verzweiflung brachten. Oft war ich mit den andern Klassen nicht fertig und hatte ihnen keine andere Arbeit zu geben, und da rief einer nach dem andern: «fertig!» «fertig!» Hie und da wurde es mir ganz heiss. Da kam ich eines Tages auf den Gedanken, sie ohne vorherige Besprechung allerlei Tiere beschreiben und zeichnen zu lassen, und zwar sollte ein jeder seine eigenen Tiere, die er zu Hause hatte, beschreiben. Das war meine Rettung. Von nun an hatten sie Stoff genug für die stille Beschäftigung. Ich fing mit dem Grossvieh an und ging dann über zu den Schafen, Ziegen, Schweinen, Hennen u. s. w. Ich gab ihnen einen Plan und forderte sie auf, ganz kurze Sätze zu machen. Dabei sollte ein jeder seine Tiere genau kennzeichnen, dass ich sie auch erkenne, wenn ich sie tränken sehe. Wenn ihnen das mit der Beschreibung allein nicht gelinge, so sollen sie auch die Zeichnung hinzufügen. Das genügte; der Arbeitsgeist war schon vorher da, nun hatte ihre Arbeit auch einen Zweck. So entwickelte sich eine Tätigkeit im Beobachten und Beschreiben, die mich noch jetzt in Erstaunen versetzt, wenn ich daran zurückdenke.

Es tut mir nur leid, dass ich die Arbeiten nicht aufbewahrt habe, sonst würde ich einige davon hier anführen. Bald hatte jeder Schüler und jede Schülerin ein Meterband aus Stoff oder wenigstens aus Papier in der Tasche, um jeden Teil des Körpers dieser Tiere genau zu messen. Die Hauptsache war bei ihnen nicht das Schreiben, sondern das Beobachten. Als im Frühling der Inspektor kam, sagte er zu dieser Klasse, sie sollen etwas über das Schaf schreiben. Wir waren schon zur folgenden Klasse übergegangen; da hielt ein Mädchen die Hand auf und fragte, welches Schaf sie eigentlich beschreiben sollten. Der Inspektor lachte und schaute mich an. Da ich mich nicht in eine lange Erklärung einlassen konnte, sagte ich einfach: «Nun, beschreibe dasjenige, das ihr am liebsten habt». Beim Lesen der Aufsätze mussten der Schulinspektor und die Schulräte jeden Augenblick

laut auflachen, weil bei jedem Körperteile genau die Masse in Centimetern angegeben waren. Aber meine Schüler liessen sich nicht irreführen, und sie hatten recht. Allerdings erntete ich dann bei andern Klassen Lob, das ich nicht verdient hatte. Der obersten Klasse gab der Schulinspektor als Aufsatzthema: «Ein Tag aus dem Leben des Gemsjägers». In der Klasse waren nur drei Mädchen. Mir lief es kalt über den Rücken hinunter, nicht so den Mädchen. Sie machten sich sofort an die Arbeit. Und als ihre Aufsätze fertig waren und vorgelesen wurden, da glaubte ich zu träumen. Woher hatten die Mädchen all' das hergeholt? Ich wäre stolz gewesen, wenn ich so hätte schreiben können. Nachher erfuhr ich, dass sie den Aufsatz bei meinem Vorgänger gemacht hatten. Er gefiel dem Herrn Schulinspektor besonders gut, und ich wurde dafür wacker gelobt. —

Von Manas zog ich nach Mesocco, von einer Gesamtschule kam ich in eine zweiklassige Oberschule, die nur 30 Schüler zählte, in Manas hatte ich 44 gehabt. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, war die Schule viel leichter. Es hatte aber auch hier einen gewaltigen Haken. Die Verhältnisse waren mir fremd, und ich kannte die Sprache zu wenig. Aufsätze, wie ich sie in Manas von dem 3., 4. und 5. Jahrgang hatte machen lassen, passten für den 8. und 9. Jahrgang nicht recht. Über andere Sachen des alltäglichen Lebens durfte ich nicht schreiben lassen, weil ich die dortigen Verhältnisse gar nicht kannte, also selbst zu wenig darüber wusste. Um die Aufsätze so zu behandeln, wie wir es in der Musterschule getan hatten, fühlte ich mich zu wenig frei in der Sprache. Da gab ich meinen Schülern Aufsatzthematata im Anschluss an die Lektüre und liess darüber schreiben, was sie konnten. Ich selbst machte den Aufsatz dann auch wie die Schüler. Die untere Klasse hatte als Lesebuch «Le mie prigioni» von Silvio Pellico, die obere «I promessi sposi» von Alessandro Manzoni. Dieses Verfahren war für mich entschieden von grossem Vorteil; aber auch die Schüler lernten dabei ziemlich gut schreiben. Ich schreibe das Verdienst den beiden ausgezeichneten Schriftstellern zu.

Nach drei Jahren zog ich an die «Scuola Sociale» nach Bergamo. Unterdessen war ich des Italienischen so weit mächtig geworden, dass ich die Aufsätze hätte so besprechen können, wie es in der Musterschule geschah. Aber es ging wieder nicht.

Die Scuola Sociale ist eine Privatschule mit sechs Jahrgängen. Unsere Schüler traten nachher in die öffentlichen Schulen ein, von der 5. Klasse in die erste Gymnasium, von der 6. in die zweite Klasse der «Scuola Tecnica» oder «Scuola Normale, corso inferiore», einige zogen auch nach der Schweiz, um weitere Schulen zu besuchen. In der Hauptsache mussten wir also unsere Schüler für die Mittelschulen Italiens vorbereiten. Da war beim Eintritt in dieselben für unsere Schüler gerade der Aufsatz gewöhnlich der wunde Punkt. Ich will auch angeben warum. In den Schulen in Italien geniesst die Muttersprache vor allen andern Fächern den Vorzug. Das geschieht schon in der Elementarschule; daher sind die Anforderungen in der Muttersprache beim Eintritt in die Mittelschulen relativ hoch. Ein grosser Teil unserer Schüler sprach zu Hause Deutsch. In der Schule musste das Deutsche gleich berücksichtigt werden wie das Italienische; es war nicht Fremdsprache, sondern auch Unterrichtssprache in einigen Fächern. Wir hatten also mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen, wollten wir unsere Schüler im Aufsatzschreiben so weit bringen, dass sie Schritt halten konnten mit denjenigen im gleichen Alter, die aus den italienischen Schulen kamen. In Italien gibt der Lehrer beim Aufsatz meistens nur das Thema, für das andere muss der Schüler sorgen. Den schwächeren müssen gewöhnlich die Eltern oder die Geschwister oder sonst jemand zu Hause helfen, sonst kommen sie nicht vorwärts. Bei den besseren geht's, und da fast tagtäglich so ein kleiner Aufsatz geschrieben wird, bekommen sie Übung darin und schreiben über die gewöhnlichen Sachen im Leben ganz ordentlich und mit Leichtigkeit.

Ich konnte bei meinen Schülern dieses Verfahren nicht einschlagen. Die meisten konnten nicht genügend Italienisch, um freie Aufsätze zu schreiben. Eine Anzahl von den Eltern hätte den Kindern nicht helfen können, weil sie selbst das Italienische zu wenig kannten. Und diejenigen, welche im Falle gewesen wären zu helfen, die wollten diese Schererei nicht haben, da musste die Schule sorgen. Ich schlug folgenden Weg ein: Jedesmal, wenn wir in unserem Lesebuche ein besonders schönes Prosastück fanden, lernten es die Schüler stückweise auswendig. Nachdem sie das Stück aufgesagt hatten, schrieben sie es auch allemal aus dem Kopf als stille Beschäftigung nieder, nachher

wurden die Hefte ausgetauscht und korrigiert, indem das Geschriebene mit dem Buche verglichen wurde. Längere Erzählungen wurden gekürzt schriftlich wiedergegeben. Von Zeit zu Zeit las ich ihnen eine schöne Beschreibung oder Erzählung zwei- oder dreimal vor und liess sie dann zu Hause schreiben. Daneben wurden noch spezielle Übungen in der Grammatik geschrieben. Im letzten Halbjahr, bevor die Schüler das Examen bestehen mussten, stellte ich ähnliche Themata, wie sie an der Prüfung gegeben wurden. Auf diese Art bekamen sie gewöhnlich auch im Aufsatz eine genügende Note und wurden aufgenommen. Nachher kamen sie ganz leicht vorwärts, sehr oft gehörten sie zu den besseren in der Klasse.

Von der «Scuola Sociale» in Bergamo kam ich nach Chur an die Kantonsschule. Über die Erfahrungen, die ich hier gemacht habe im Aufsatzunterricht, werde ich an einem andern Orte sprechen. Ich will jetzt nur noch kurz zusammenfassen:

In der Musterschule wurden die Aufsätze ganz einlässlich behandelt und eingepägt, bis die Schüler sie fast wörtlich auswendig konnten. Dem Aufsätze ging ein Diktat voraus, welches die schwierigsten Wörter und Wendungen des Aufsatzes enthielt. Die Schüler hatten keine grosse Freude, solche Aufsätze zu schreiben, die Aufsätze fielen auch nicht besonders gut aus.

Die ganz freie Beschreibung von Tieren, wie ich sie in Manas machen lassen musste, erweckte bei den Schülern grosses Interesse, und sie lernten sehr viel dabei, aber mehr im Beobachten als im Schreiben selbst. Die Aufsätzchen waren furchtbar eintönig; es fehlte den Schülern an Worten, um sich auszudrücken.

In Mesocco war gerade das Gegenteil der Fall. Die Schüler lernten aus «I promessi sposi» und «Le mie prigioni» ganz gut reden und schreiben; aber das Beobachten, wie die Sachen in der Wirklichkeit sind, lernten sie eben nicht oder nur sehr wenig. Zwischen uns und der Welt war das Buch.

In Bergamo war es in dieser Beziehung besser. Aber auch dort wurde des bevorstehenden Examens wegen beim Aufsatz zu viel Gewicht auf die Form gelegt, und so kam dabei das Objekt, die Sache selbst, zu kurz.